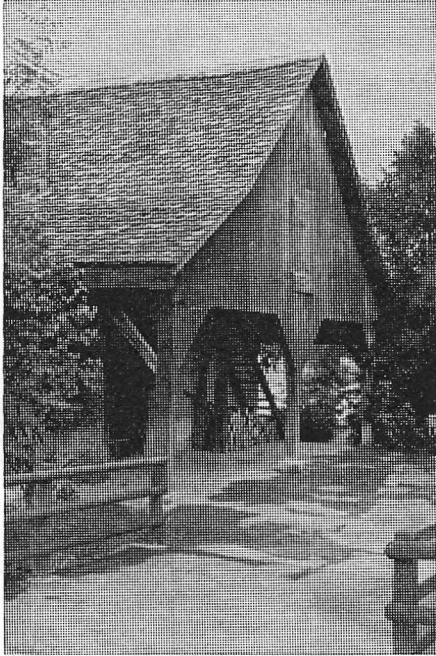


Die Schmitte von Bassersdorf

Neben dem alten Dorfschulhaus mit dem Türmchen steht im Schatten einiger Bäume ein bescheidenes altersgraues Gebäude. Man sieht es deutlich: es ist mit Bruchsteinen gemauert. Flächenweise blättert der Verputz ab. Sein Satteldach überragt mit dem Giebel auf der Zufahrtsseite als Vorbau in Holz. Nur alteingesessene Bassersdorfer wissen noch, dass es sich um eine Schmiede handelt, oder nach alter Schreibweise und Mundart: eine Schmitte. Zu ihren Füßen fliesst der Altbach vorbei. Wer recht hinschaut, sieht im klaren Wasser Forellen schwänzeln. Von dieser Schmitte sei hier die Rede.



Früher nannte man sie die obere Schmitte. Dort, wo heute Metzger Siber Bassersdorfer Schüblinge verkauft, stand nämlich noch eine zweite Schmitte. Diese war im Dorf bekannt als untere Schmitte. Sie brannte 1894 nieder. So blieb denn nur noch diese eine und da war eine Unterscheidung nicht mehr nötig.

Viel später als die genannten Schmitten entstand an der Baltenswilerstrasse noch diejenige von Meister

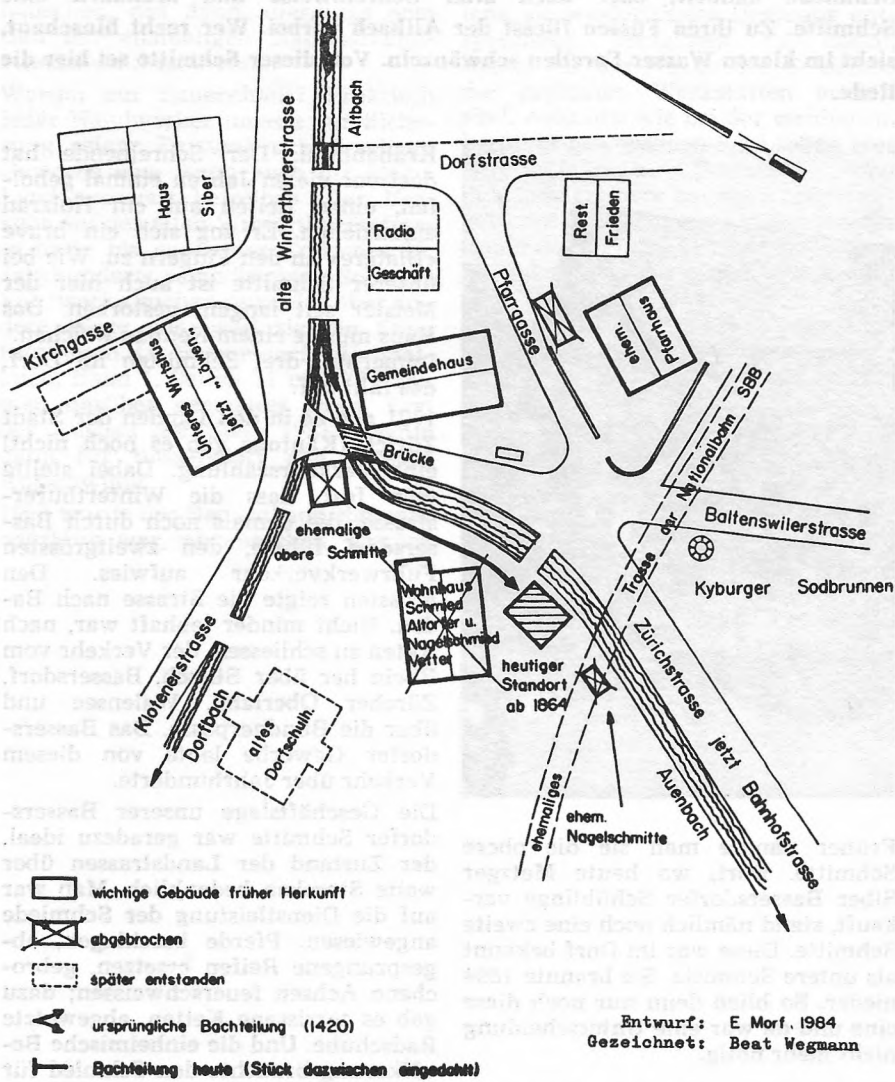
Krähenbühl. Der Schreibende hat dort vor vielen Jahren einmal geholfen, einen Reifen auf ein Holzrad aufzuziehen. Er zog sich ein brave «Blatere» an den Fingern zu. Wie bei unserer Schmitte ist auch hier der Meister seit langem gestorben. Das Haus musste einem Neubau weichen. Immerhin: drei Schmitten im Dorf, das fällt auf.

1791 gab es in den Landen der Stadt Zürich (Kantone gab es noch nicht) eine Verkehrszählung. Dabei stellte man fest, dass die Winterthurerstrasse, die damals noch durch Bassersdorf führte, den zweitgrössten Fuhrwerkverkehr aufwies. Den grössten zeigte die Strasse nach Baden. Nicht minder lebhaft war, nach Akten zu schliessen, der Verkehr vom Rhein her über Bülach, Bassersdorf, Zürcher Oberland, Walensee und über die Bündnerpässe. Das Bassersdorfer Gewerbe lebte von diesem Verkehr über Jahrhunderte.

Die Geschäftslage unserer Bassersdorfer Schmitte war geradezu ideal, der Zustand der Landstrassen über weite Strecken bedenklich. Man war auf die Dienstleistung der Schmiede angewiesen. Pferde beschlagen, abgesprungene Reifen ersetzen, gebrochene Achsen feuerschweissen; dazu gab es zerrissene Ketten, abgewetzte Radschuhe. Und die einheimische Bevölkerung brauchte den Schmied für all das verschiedenartige eiserne Bauerngerät: Schmied, was willst du mehr?

Lageskizze der „OBEREN SCHMITTE“ 1420 und 1864

nach Plan Ing. Pestaluzz 1820 (Strassenwesen V III 15/5)
Staatsarchiv Zürich





In greifbarer Nähe des Strassenkreuzes siedelte sich ein Wagner (Hauptli) an, gebrochene Räder und Deichseln, aber auch Axtstiele und ähnliches zu ersetzen. Zwei Seiler sorgten für den Ersatz zerrissener Zugstricke. Zu allen Zeiten sind in Bassersdorf Sattler nachzuweisen. Und die Fuhrleute wie auch die Fahrgäste konnten die Wartezeit im «Leuen» oder einer andern der zahlreichen Gaststätten verhocken: Dorf an den Strassen!

Die Bassersdorfer Schmitte ist eines der letzten erhaltenen Wahrzeichen dieses frühen Gewerbelebens in unserem Dorf und wohl auch neben der Sagi eines der ältesten. Es soll erhalten bleiben; es lohnt sich. Man muss weit im Buch der Dorfgeschichte zurückblättern, um ihre erste Erwähnung zu finden. In der «Offnung von Bassersdorf», der ältesten Gemeindeordnung aus dem Jahre 1420, heisst es unter Punkt 92: «Der Bach in den Auen soll 16 Schuh weit sein bis in die Wiesen (Gemeindewiesen), und den Bach soll man teilen *hinter der Schmiede*, dass ein Drittel durch das Dorf hinabfliesst.»

(sprachlich modernisiert) Demnach stand damals die Schmiede schon.

Sie befand sich allerdings noch bis vor rund 130 Jahren weiter vorn und damit auch näher bei der Westecke des heutigen Gemeindehauses. So nahe, dass auf der Brücke, die den Altbach an dieser Stelle überspannte, keine zwei grösseren Fuhrwerke kreuzen konnten. Es war eine ungedeckte Holzbrücke ohne Geländer. Kein Wunder, dass die Obrigkeit in Zürich, angesichts des grossen Verkehrs eine gründliche Sanierung der Verhältnisse forderte. Sie beauftragte 1820 einen Ingenieur Pestaluzz, Lösungen auszuarbeiten. Er schlug vor, die Schmitte zu versetzen. Das geschah nach zähem Ringen darüber, wer die Kosten zu tragen habe, gut vierzig Jahre später. Nach Berichten verwendete man das gleiche Mauermaterial, und auch die zweckdienliche Form wurde wieder gewählt, man schrieb 1862. Die hier abgebildete Skizze zeigt die Verlegung wie auch die ursprüngliche Situation Stand 1820.

Generationenlang wirkte in unserer Schmitte die Familie Altorfer. Der letzte war «Schmidheiri», das heisst Heinrich Altorfer, der Schmied. Nach seinem Tod erwarb die Gemeinde das Schmittengut, zu welchem auch ein Bauernhaus mit zwei Wohnrechten gehörte. Im zweiten Wohnteil hausten über eine lange Zeitspanne «s Nagelschmide Vettters Lüüt». Er besass sogar ein eigenes Werkstatthäuschen, das dann allerdings dem Bau der ehemaligen Nationalbahnstrecke weichen musste.

Warum ein Bauernhaus? Praktisch jeder Handwerker musste zur Sicherung seiner Existenz neben seinem Gewerbe eine wenn auch oft kleine Landwirtschaft betreiben. Der Verkehr auf der alten Winterthurerstrasse hatte bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts seine Tücken. Schwere Fuhrwerke wichen zeitweise über andere Wege aus, weil sie die Steig fürchteten. Im Bassersdorfer Heimatbuch, Band 1, Seiten 71 und 72 kann man darüber genaueres lesen. Erst der Ausbau der Steig 1791 brachte dann für Bassersdorf den grossen Aufschwung.

1963 wurde das Bauernhaus, das sehr baufällig war, abgebrochen. Zurück

blieb glücklicherweise die Schmitte. Man richtete darin die Werkstatt für das Elektrizitäts- und Wasserwerk ein. Leider wurden bis auf den Blasbalg alle Geräte, Werkzeuge und die Esse vertan. Zum Glück hat die heutige Behörde den historischen Wert der Schmitte erkannt. Auf Anregung durch Leute der Gesellschaft «Pro Sagi» (wer käme sonst auf solche Gedanken) ist die Behörde willens, sie wieder ihrem Ursprung entsprechend herrichten zu lassen, sobald für die Werke der Gemeinde die geplanten Werkstätten erstellt sind. Ähnlich wie bei der weitherum berühmt gewordenen Sagi sollen hier berufserfahrene Schmiede und Schlosser unserer heutigen industriegewohnten und computergesteuerten Generation die handwerklichen Fertigkeiten und zugleich den Kunstsinne handwerklicher Arbeit vorführen, wie wir das an Erzeugnissen aus früheren Jahrhunderten so sehr schätzen. Der Blasbalg soll in die Esse fauchen und der Amboss soll wieder klingen und singen, wie es in vielen Volksliedern geschildert ist.

Ernst Morf